

„als ob sich die Glocken selbst zu Grabe läuteten“

Die militärische Blockade Würzburgs im Jahr 1800/1801

I. Franken im Sog der Französischen Revolution

Das Jahr 1800, das politisch wie geistesgeschichtlich gleichermaßen die Epochenwende zur Neuzeit darstellt, brachte auch für den geistlichen Staat der hiesigen Fürstbischöfe, das Hochstift Würzburg, einen entscheidenden Einschnitt: Die winterliche Blockade der Festung Würzburg zu Ende des Jahres durch Truppen der Französischen Revolution bildete den Auftakt zu der unaufhaltsam nahenden Säkularisierung von 1802/03, also dem Ende der hochstiftlichen Eigenstaatlichkeit und der letztendlichen Einverleibung in Bayern 1815.

Als die junge aufstrebende Französische Republik in der beginnenden Ära der Revolutionskriege 1794 die Rheingrenze erobern konnte, war es nur noch eine Frage der Zeit, wann sie ihre Hand auch nach der Mitte Deutschlands, Franken insbesondere, ausstreckte. Dies zeigte die erste französische Invasion in Franken 1796, die in der Schlacht von Würzburg (2./3. 9. 1796) von der kaiserlichen Armee unter Erzherzog Carl (1771–1849) beendet werden konnte. So wie diese Schlacht jedoch nur ein kurzlebiger Sieg blieb, bedeutete auch der bald darauf folgende Frieden von Campo Formio (17./18. 10. 1797) lediglich einen Waffenstillstand. Das neuerliche Aufflammen der Kampfhandlungen im sogenannten Zweiten Koalitionskrieg (1799–1801) war daher absehbar, erst recht aber seit dem Putsch vom 18. Brumaire des Jahres VII (9./10. 11. 1799), in dem Napoleon Bonaparte (1769–1821) die Macht als Erster Konsul an sich gerissen hatte. Mit seinem militärischen Genius zwang er Kaiser Franz II. (I.), seinen Hauptgegner auf dem Kontinent, Schlag auf Schlag nieder: In der Schlacht von Marengo (14. 6. 1800) eroberte er Oberitalien und rieb bei Hohenlinden vor den Toren Münchens die letzte intakte öster-

reichische Feldarmee auf (3. 12. 1800). Es folgten ergebnislose Waffenstillstandsverhandlungen, währenddessen beide Parteien ihre militärischen Mittel reorganisierten.

In dieser Spätphase des Zweiten Koalitionskrieges bahnte sich die Blockade rund um die Festung Würzburg an: Franken war seit Sommer 1800 unmittelbares Kriegsgebiet. Nicht zuletzt in der Flucht des Fürstbischofs Georg Karl von Fechenbach (reg. 1795–1802) vor dem anrückenden republikanischen Heer (30. 8. 1800) zeigte sich die militärische Mindermächtigkeit des mainfränkischen Hochstifts, das sich im Bündnis mit dem militärisch äußerst geschwächten habsburgischen Kaiserreich der immer stärkeren französischen Hegemonie kaum mehr erwehren konnte.

Auch die Gegenseite raffte die verbliebenen Kräfte zusammen: Napoleon klagte bei den verbündeten Niederländern, der sogenannten „Batavischen Republik“ Hilfstruppen ein. Dieser auf dem Gebiet der heutigen Niederlande 1795 gegründete Satellitenstaat – die erste derartiger „Tochterrepubliken“ – mußte daraufhin eine Division von 6.000 Mann bereitstellen. Dieses Kontingent sollte sich dann nach dem langen Anmarsch vom niederländischen Eindhoven über Köln und Oberhessen im Raum Aschaffenburg mit den dort bereits stationierten französischen Truppen zur „Armée gallo-batave“ formieren (insgesamt 15.000 Mann).

II. Die strategische Bedeutung Würzburgs

Dieser gallo-batavischen Armee gegenüber, durch den Spessart getrennt, war die kaiserliche Reichsarmee postiert, vornehmlich österreichische Truppenteile sowie zahlenmäßig weit kleinere reichsständische Einheiten. Die Festung Würzburg mitsamt ihrer

starken Zitadelle, dem Marienberg hoch über der Stadt, versah eine Schlüsselposition und eröffnete Operationslinien in alle vier Himmelsrichtungen. Dieser wohl wichtigste Verkehrsknotenpunkt am Mittellauf des Main bestimmte daher die strategischen Koordinaten weit über den fränkischen Raum hinaus. Mit dem Besitz der Stadt, d. h. in nuce der Mainbrücke, konnte insbesondere die strategische Straßenverbindung über Nürnberg in die österreichisch-böhmischen Stammländer und nach Süden zur Donau kontrolliert werden. Nach kaiserlicher Feldzugsplanung sollte Würzburg demnach als Sperrfestung den Aufmarsch der feindlichen Armee aufhalten, während sich die eigene Hauptmacht durch den Steigerwald hindurch auf die Regnitz als Hauptverteidigungslinie zurückzog.

Dies bedeutete, daß bei Beginn der Kampfhandlungen die Würzburger Festungsbesatzung alsbald vom Gros der Reichsarmee getrennt würde, um sich solange wie möglich zu halten. Die Stadt mit ihren Festungsmauern hatte mithin die Funktion, die gallo-batavischen Bewegungen und Nachschubzufuhren rückwärtig zu behindern, gleichsam als 'Stachel im Fleisch'. Damit sollte die gegnerische Feldarmee geschwächt und gezwungen werden, die Stadt mit einer ansehnlichen Truppenzahl einzuschließen.

Diese Aufgabe kam dem Kommandanten, dem aus Rom gebürtigen Generalmajor Vinzenz Dall'Aglio (1742–1815), einem erfahrenen Truppenoffizier, zu (Abb. 1). Er war fest entschlossen, die Festung unter allen Umständen zu behaupten, obwohl er nur über eine zahlenmäßig und bunt zusammengewürfelte Garnison von rund 2.500 Mann aus Österreich, Würzburg, Bamberg sowie dem fränkischen Kreis verfügte. Der Dichter Heinrich von Kleist (1777–1811), der genau im betreffenden Zeitraum in Würzburg weilte und Zeuge der Blockade wurde, berichtet darüber: „Der Kommandant Dall'Aglio soll geäußert haben, er wolle sich halten, bis ihm das Schnupfuch in der Tasche brennt.“ Kleist selbst sah die Lage also als aussichtslos an und kommentierte dessen Ausspruch skeptisch: „Wenn er klug ist, so zündet er sich selbst an und rettet so sein Ehrenwort und sein Leben.“

Die französische Armeeführung wurde durch diese Strategie genötigt, für die voraussichtliche Einschließung der niederländischen Kontingent von 6.000 Mann unter Generalleutnant Jean-Baptiste Dumonceau (1760–1821) bereitzustellen (Abb. 2). Damit gelang es der kaiserlichen Seite, mit der kleinen Festungsgarnison ziemlich genau ein Drittel der gallobatavischen Armee zu absorbieren. Wegen der Winterkälte (s. u.) sollte es nur zu einer Blockade der Festung kommen, also dem Abriegeln und Aushungern, nicht jedoch zur förmlichen Belagerung samt infanteristischem Angriff und schließlich Eroberung.

III. Der Beginn der Blockade

Nach dem Scheitern der Waffenstillstandsverhandlungen begann am 24. November 1800 die französische Offensive mit der Eroberung der Aschaffener Mainbrücke und dem Marsch durch den Spessart in Richtung Würzburg. Als ein erstes Wetterleuchten wälzte sich in Würzburg der Exodus der Flüchtlinge über die (heutige „alte“) Mainbrücke gen Osten. Sie brachten Angst, Verwirrung und Desinformation in die Stadt. Heinrich von Kleist berichtete: „Was hier ein Leben auf der Straße ist, aus Furcht vor den Franzosen, das ist unbeschreiblich. Bald Flüchtende, bald Pfaffen, bald Reichstruppen, das läuft alles durcheinander und fragt und antwortet und erzählt Neuigkeiten, die in zwei Stunden für falsch erklärt werden.“ Die Eroberung der Stadt durch die heranrückende französische Übermacht schien Kleist so gut wie sicher. Ahnungsvoll notierte er: „Das Sturmläuten dauert unaufhörlich fort. Es ist, als ob die Glocken sich selbst zu Grabe läuteten; denn wer weiß, ob die Franzosen sie nicht bald einschmelzen.“

Schon wenige Tage später, am 28. November, tauchten von Westen die ersten batavischen Vorkommandos bei Waldbüttelbrunn und an der Hettstadter Steige auf sowie rechtsmainisch beim damaligen Siechenhaus, ungefähr Kloster Himmelsporten gegenüber. Noch an diesem Tag schickte Dumonceau eine erste Aufforderung zur Kapitulation, die Dall'Aglio jedoch ablehnte. In den nächsten beiden Tagen rückte das gegne-



Abb. 1: General Vinzenz von Dall'Aglio. Kupferstich um 1803, aus Eulenhaupt, Frontispiz. Das anlässlich der Nobilitierung entstandene Portrait zeigt im Hintergrund die Festung Marienberg von der Mainseite her, rechts davon die batavische Batterie auf dem Hexenbruch.

Vinzenz von Dall'Aglio
Königl. General, Feldmarschall, Lieutenant
und des militärischen Marsch. Theresien. Ordens Ritter.
Verteidiger der Citadelle Würzburg im Jahre 1800



Dumonceau

Abb. 2: Jean-Baptiste Dumonceau als Marschall des Königreiches Holland. Lithographie nach einem Originalgemälde um 1810, aus Sypesteyn, Frontispiz.

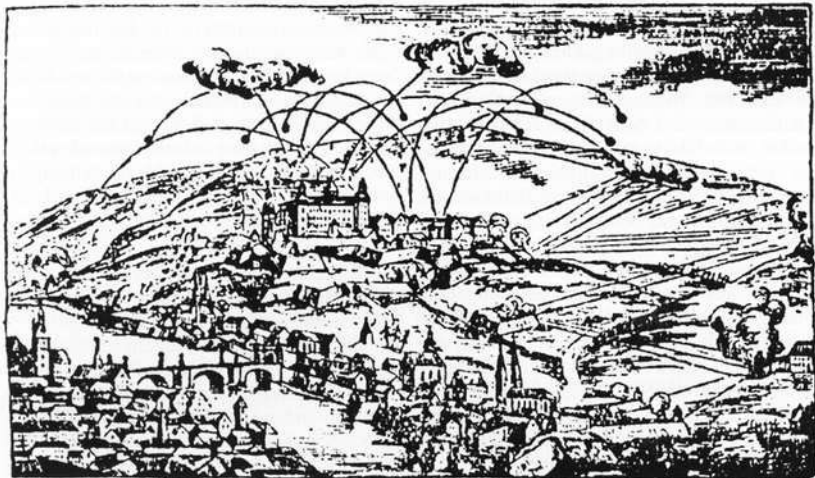


Abb. 3: Die Blockade der Festung Würzburg 1800/1801. Zeitgenössischer Holzschnitt, aus Günther, Würzburger Chronik, Bd. II, S. 494. In der rechten Bildhälfte sind deutlich die Teufelsschanze und die Bastionen des Mainviertels sowie die batavischen Batterien auf Nikolausberg und Hexenbruch zu erkennen; am rechten Bildrand im Vordergrund das Gut Moschee.

rische Gros um die Stadt herum. Die Furt an der Mündung des Steinbaches (heute Sebastian-Kneipp-Steg) wurde von ihnen durchschritten sowie im Osten die Dörfer Estenfeld, Gerbrunn, Rottendorf und Westheim besetzt. Während die französische Hauptarmee unter ihrem Général en Chef Pierre-François Augereau über Schweinfurt und Gerolzhofen auf die Regnitz zumarschierte, verblieb also der batavische Truppenteil vor Würzburg. Nun begann die Blockade im eigentlichen Sinne. In einigen kleineren Scharmützeln tasteten die Kontrahenten gegenseitig ihre Kräfte ab, so am Pleichertor, wo die Niederländer mit 200 Scharfschützen, 2 Kanonen und 2 Haubitzen einen ersten Angriff unternahmen, gedeckt durch die dortigen Gartenanlagen vor dem Glacis. Erst jetzt, als Würzburg am 30. November 1800 wirklich eingekesselt war, entschloß sich Dall'Aglio zu Verhandlungen. Beide Seiten vereinbarten – entsprechend damaligem Kriegsrecht – den Neutralitätsstatus der rechtsmainischen Stadt, vor allem im Hinblick auf die Zivilbevölkerung.

Für die Kaiserlichen brachte dies den enormen Vorteil, daß sie mit der Räumung der Stadt ihre Kräfte auf die wehrhafte Zitadelle Marienberg und das fortifikatorisch angegliederte Mainviertel konzentrieren konnten. Gleichfalls brauchten sie von dort aus keinen ersten Angriff zu erwarten, obwohl nun in die Stadt eine kleine niederländische Abteilung einzog. Für die Niederländer bedeutete diese Abmachung, daß sie den Marienberg ausschließlich von Westen her angreifen konnten, also von Nikolausberg, Hexenbruch und (damals noch unbebauter) Zellerau aus. Sie legten in der Zellerau etwa einen Vorposten in das Kloster Himmelsporten und in den benachbarten, heute nicht mehr bestehenden Meierhof Moschee, konnten aber von der kaiserlichen Artillerie aus der Teufelsschanze in Schach gehalten werden (Abb. 3). Auch ließ Dall'Aglio mehrere kleine Ausfälle unternehmen, um seinen Verteidigungswillen zu demonstrieren; so konnte beispielsweise am 5. Dezember ein Trupp von 130 Mann das Kloster Himmelsporten und Gut Moschee kurzzeitig aus niederländischer Hand erobern.

Weitaus gefährlicher für die Verteidiger aber war der Umstand, daß die Niederländer ab dem 6. Dezember begannen, insgesamt 3 Erdschanzen auf dem (damals nicht bewaldeten und mit Weinberglagen bepflanzten) Nikolausberg und dem Hexenbruch aufzuwerfen (Abb. 4). Hinter diesen rasch errichteten, einfachen Feldbefestigungen fuhr die Belagerungsartillerie auf: eine Batterie von 10 Geschützen auf der Höhe des Nikolausberges (wahrscheinlich nahe bei der heutigen Frankenwarte), westlich davon eine weitere Batterie aus sechs Geschützen (ungefähr Flurlage Grainberg) und schließlich die dritte Batterie (Zahl der Geschütze unbekannt) auf der östlichen, der Festung zugewandten Spitze des Hexenbruches. Die jeweilige Distanz von rund 1.500 Meter Luftlinie zu den Wällen des Marienberges entsprach der effektiven Reichweite damaliger Artillerie.

Mit dieser äußerst günstigen Positionierung konnten die Bataver die Festung in heftigen Kanonaden mit verheerendem Kreuzfeuer bestreichen: Sofern nicht dichter Nebel die Zielsicht unmöglich machte, begannen die niederländischen Batterien bei Morgendämmerung mit dem Schießen aus allen Rohren, das zumeist bis zum Abend anhielt. An manchen Tagen wurden von ihnen über 1.300 Schuß abgegeben.

Entsprechend groß war der Schaden. Vor allem das Steilfeuergeschütz, Haubitzen und Mörser, die in hohem Bogen (Explosiv-)Bomben und glühende Kugeln schleuderten, richteten an den Festungsgebäuden erheblichen Schaden an; vor allem kam es zu Schwelbränden in den Dachstühlen. Die Belagerten mußten inmitten eines solchen Kugelhagels nicht nur aus den eigenen Geschüt-

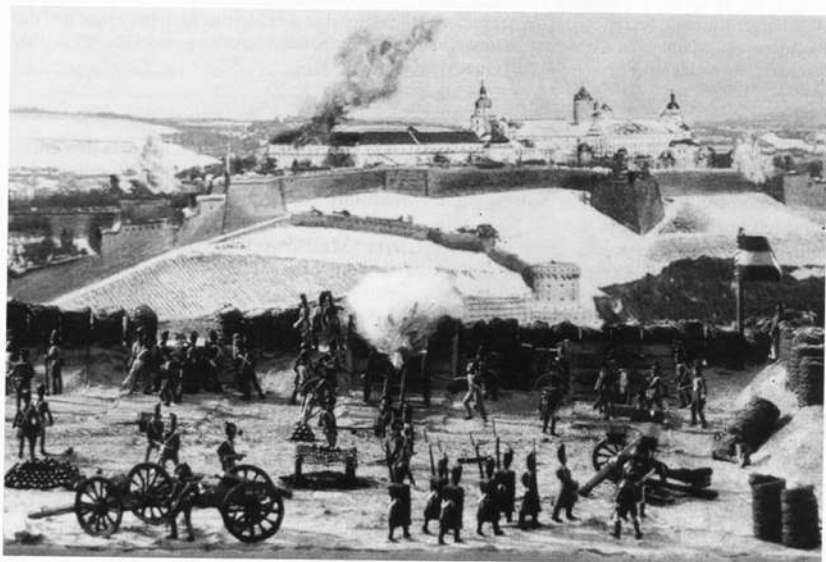


Abb. 4: Die Belagerung der Festung Marienberg vom Nikolausberg her. Modell im Maßstab 1:72 von Stefanie Zwicker & Winfried Romberg. Foto Zwicker Berberich-Ateliers, Gerchsheim. Der Blick von hinten in die Batterie illustriert das betriebsame Belagerungsgeschehen: Hinter der mit Schanzkörben verstärkten Erdbrüstung steht die Artillerie: Kanone, Haubitze (feuernd), Mörser (v. l. n. r.). Im Mittelgrund der Schanze Kugelpyramiden und ein Glührost; Kugeln werden zur Rotglut erhitzt verschossen. Im Vordergrund Reservegeschütz und aufziehende Mannschaften. Im Hintergrund die verschneite Festung Marienberg.

zen zurückfeuern, sondern sich gleichzeitig der entstehenden Zerstörungen erwehren, Verwundete bergen, Brände löschen oder gefährdete Magazine umlagern. So wogte das Artillerieduell während der insgesamt dreißigstägigen Blockade unentschieden hin und her. Bei den Instandsetzungsarbeiten machten die Kaiserlichen übrigens manch unangenehme Entdeckung: So waren die Lafetten der Festungsgeschütze von der Würzburger Garnison Jahr um Jahr und Schicht um Schicht frisch angestrichen worden – indes der Zustand des Holzes unbeachtet geblieben. Nun, im Einsatz, zerfielen die mittlerweile morschen Lafetten oft beim ersten Schuß...

IV. Das Leben während der Blockade

Wie erlebten die Beteiligten das Blockadegeschehen? Zunächst die Holländer: Ihr Oberkommandierender schlug sein Hauptquartier im damaligen Prämonstratenser-Kloster Oberzell auf, in Sichtweite der Festung. Der Großteil der Truppen wurde in Höchberg gelagert, damals ein bescheidenes Bauern- und Handwerkerdorf weniger hundert Einwohner im Besitz des Würzburger Ritterstiftes St. Burkard. Jeder Haushalt bekam wohl zwei bis drei Mann zu Logis und Verköstigung. Ein Brigadestab mit dementsprechend höheren Verpflegungsansprüchen ließ sich im Höchberger Pfarrhaus nieder. Eine Ordonanz brachte täglich gemächlich in einer Kutsche einen Lagebericht ins Hauptquartier. Im Regelfall verließen die Soldaten am frühen Morgen ihre Quartiere zum Dienst in und an den Schanzen und kehren abends wieder zurück. Am meisten litten allerdings die Angehörigen des niederländischen Jägerbataillons an der winterlichen Kälte von bis zu minus 24° Celsius, denn sie mußten zum unmittelbaren Schutz der Batterien auf dem Nikolausberg in Zelten biwakieren (wohl abteilungsweise durchwechselnd).

Zwar waren auch die Belagerten der grimmen Kälte wie dem feindlichen Beschuß ausgesetzt, jedoch weit weniger schutzlos: Sie konnten sich tief in den Festungsberg in die Kasematten und Gänge zurückziehen, wo konstante Luftfeuchtigkeit und eine Temperatur über 0° Celsius herrschte. Stete Betrieb-

samkeit prägte auch hier das Bild: Nach dem Aufhören der täglichen Kanonade galt es, im Schutz der Dunkelheit eingeschossene Brustwehren wieder aufzufüllen, zerborstene Geschützlafetten auszutauschen und ähnliche Arbeiten zu verrichten. Dem Kommandanten war ebenfalls nur eine kurze nächtliche Ruhepause beschert: Jede Nacht machte Dall'Aglio einen Inspektionsgang über die gesamte Festung, nur begleitet von einem einfachen Soldaten, der mit der Laterne vorausging. Die gegenüber auf dem Nikolausberg stationierten holländischen Jäger wurden alsbald auf diesen allnächtlichen Rundgang im Schein der einsam wandernden Laterne aufmerksam. Mehrmals schossen sie auf Dall'Aglio, verletzten ihn schließlich sogar mit einem Streifschuß, doch er ließ sich von seinem Inspektionsgang nicht abschrecken.

Obleich die Niederländer überaus disziplinierte Berufssoldaten waren – im Gegensatz zur wilden französischen Soldateska von 1796 – , luden sie der Dorfbevölkerung erhebliche Lasten auf, vor allem bei der Nahrungsbeschaffung. Die (Wallfahrts-)Kirche St. Mariä Himmelfahrt zu Höchberg wurde gegen einen bestimmten Geldbetrag freigekauft und entging der (notgedrungenen) Requirierung als Magazin, Pferdestallung o. ä. Die Soldaten forderten noch weitere Leistungen von der Bevölkerung, etwa die Gestellung von Schanzarbeitern sowie von Pferd und Wagen, ferner Reparatur- und Schmiedearbeiten, das Begraben von Gefallenen etc. Hierfür fertigten sie völlig wertlose Papierquittungen aus. Die so aufgetürmte Schuldenlast belastete den persönlichen Wohlstand der Betroffenen sowie die öffentlichen Kassen von Gemeinde, Ritterstift und Hochstift noch jahrelang.

Schwer traf es auch die Zisterzienserinnen von Himmelsporten und die Kapuziner-Patres auf den Käppele, deren Klöster inmitten des wogenden Kampfgeschehens lagen. Die Gemeinschaften flohen und hinterließen nur wenige ausgewählte Mitglieder vor Ort. Himmelsporten blieb nur als Ruine übrig. Im Stellungskrieg um die Festung war es als wichtiger Vorposten hart umkämpft, wechselte mehrfach den Besitzer und brannte dabei

völlig aus. Das Käppele hingegen blieb bis auf wenige Kanonentreffer weitgehend verschont, obwohl es in direkter Schußlinie der Festungsartillerie lag. 'Gott sei Dank' dachte sich wohl auch ein junger niederländischer Offizier und versicherte später, er habe mehrmals eine übersinnliche Frauengestalt gesehen, die mit einem weißen Schleier anfliegende Projektile abgefangen habe. Zumindest eine Kugel jedoch schlug in das rechte Seitengewände des Portals ein, wo sie – nachträglich neu eingemauert – heute noch zu sehen ist – allerdings mit dem irrtümlichen Jahresdatum „27. Dez. 1799“ versehen (Abb. 5).

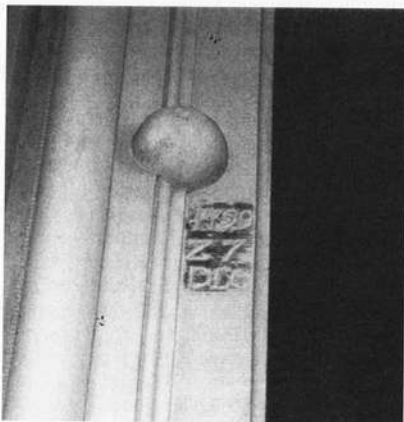


Abb. 5: Kugel im rechten Seitengewände vom Portal des Käppele in Würzburg. Foto W. Romberg

Die Bevölkerung im Mainviertel schließlich war zusammen mit der kaiserlichen Garnison dem heftigen Beschuß ausgesetzt. Dall'Aglio schrieb hierüber: „Die Bürgerschaft des Mainviertels hielt sich während der Belagerung ruhig, gutmütig und nahm an allen Gefahren Antheil, ließ sich's gefallen, ihre Häuser mit mehr als 800 Bomben und Granaden verwüsten zu lassen, führte mit eigenen Pferden (...) eine eroberte Kanone und zwei Munitionskarren herein auf die Festung und führte unsere Verwundeten vom Schlachtfeld ins Mainviertel.“ Das leichtere Schicksal hatten dagegen die Einwohner Würzburgs rechts des Mains. In ihrer neutra-

len Position brauchten sie lediglich eine geringe Zahl batavischer Soldaten zu versorgen und konnten ansonsten weitgehend gelassen das Geschehen aus allernächster Nähe beobachten. Nur selten schlug eine verirrte Kanonenkugel auf ihrer Seite ein, meist ohne größeren Schaden zu verursachen.

V. Der große Ausfall am 27. Dezember 1800

Je länger die batavische Artillerie ungehindert die Festungswerke beschöß, desto prekärer wurde die Lage der kaiserlichen Garnison. Solchermaßen bedrängt, ordnete Dall'Aglio einen kräftigen Ausfall an. Dieser zielte darauf ab, die feindlichen Batterien in einem Handstreich kurzzeitig zu erobern, die Kanonen durch Vernageln (Hineintreiben eines Nagels in das Zündloch der Kanonenläufe) unbrauchbar zu machen, die Erdbrüstungen der Schanzen zu schleifen als auch so viel Zerstörungen als möglich anzurichten.

Die Aktion vom 27. Dezember glückte: Um 5.45 Uhr morgens rückten im Schutz der Dunkelheit drei Kolonnen aus der Festung vor. Die erste Kolonne, 100 Soldaten und 50 Arbeiter mit Schaufeln und Hacken, stieß durch das Hөchberger Tor auf die Hexenbruch-Schanze vor und begann deren Demolierung. Die zweite Kolonne, 70 Soldaten mit 50 Arbeitern, erstieg den Nikolausberg über die Kreuzweganlage des Käppele und konnte u. a. vier feindliche Geschütze vernageln. Noch erfolgreicher war die dritte Kolonne mit 100 Soldaten mit 30 Arbeitern. Sie rückte über die Teufelsschanze in die Zelleräu vor, nahm Himmelspforten und eroberte dabei ein Geschütz samt zwei Munitionskarren. Fast ungehindert hätte sie sogar das batavische Hauptquartier in Kloster Oberzell überrannt. General Dumonceau, im Nachthemd, konnte sich nur noch durch Flucht aus einem Fenster retten – so ein glaubwürdiges Zeugnis. Das gesamte Unternehmen wurde erfolgreich beendet. Gegen 9.30 Uhr zogen sich alle drei Kolonnen geordnet wieder in die Festung zurück. Bei eigenen Verlusten von rund 110 Mann hatten die Kaiserlichen den Niederländern einen Verlust von rund 500 Mann beigebracht.

VI. Das Ende der Blockade

Nach diesem stärksten Ausfall entstand eine Pattsituation: Die Kaiserlichen hatten den Blockadering nicht endgültig bzw. dauerhaft durchbrechen können. Schon zwei Tage danach spielte das feindliche Geschütz wieder auf die Festung. Dennoch war Dall' Aglios Verteidigungswille ungebrochen; er schätzte, noch vier Wochen aushalten zu können, um sich erst dann mit seiner gesamten Garnison in einem endgültigen Ausfall zu den eigenen Linien durchzuschlagen. Am dritten Tag nach dem Ausfall (30. Dezember) ließ er aus allen Rohren feuern, um den eigenen Truppen an der fernen Regnitz ein Lebenszeichen zu geben; solch kräftiger Kanonendonner war nicht selten über 60-80 km Entfernung noch als dumpfes Grollen wahrzunehmen.

Auf Seiten der Bataver war die Lage wesentlich angestrengter. Die Verluste bei den Truppen waren unter den harten Bedingungen des Winterfeldzuges, nicht zuletzt durch Erfrierungen und allgemeine Entkräftung erheblich. General Dumonceau sah sich dadurch vor die Notwendigkeit gestellt in absehbarer Zeit die Blockade aufgeben zu müssen.

So mag es für beiden Parteien wohl eine Erlösung gewesen sein, als am letzten Tag des Jahres 1800 ein österreichischer Husarenkurier die Nachricht von dem zu Steyer am 25. Dezember geschlossenen Waffenstillstand überbrachte. Nach mehr als 10.000 Kanonenschüssen aus der Festung und ungleich mehr von den niederländischen Belagerern war die Blockade nach 33 Tagen erbitterten Ringens damit beendet. Der Nachricht beigelegt war die Ordre des kaiserlichen Oberbefehlshabers Erzherzog Carl, die Festung zu räumen und an die Niederländer zu übergeben. Die Vorbereitungen dauerten bis zum 5. Januar 1801; u. a. machten sich Dumonceau und Dall' Aglio die obligaten geschäftlichen Höflichkeitsbesuche. Am folgenden Morgen des 6. Januar zogen dann die verbliebenen 2.150 Mann Kaiserlichen mit ihrem General an der Spitze über die alte Mainbrücke zum Rennwegertor hinaus ostwärts zur eigenen Hauptarmee. Ihr Auszug

fand – qua Waffenstillstand – ehrenvoll mit allen Status-Symbolen eines Siegers statt: mit brennenden Luntten, klingendem Spiel, ausgerollten Fahnen und allem Beutematerial.

Keine der Seiten hatte verloren. Dumonceau wie sein Gegenspieler Dall' Aglio fühlten sich als Sieger und wurden von ihren Regierungen entsprechend geehrt. Konsul Napoleon Bonaparte war mit der Leistung der Niederländer vollauf zufrieden und belobigte das batavische Kontingent offiziell mit den freilich dürren Worten: „*Die Gallo-batavische Armee hat dem Vaterland wohl gedient.*“ (Dekret vom 25. Nivose des Jahres IX der Republik). General Dumonceau galt nach der überstandenen Blockade als der prominenteste niederländische General, erhielt von der Regierung in Den Haag neben Beförderung und Sondergratifikation unter anderem auch eine silberne Schnupftabakdose. Später stieg Dumonceau zum Marschall des Königreiches Holland auf und erhielt den für einen Nichtfranzosen äußerst seltenen Goldenen Adler der Ehrenlegion. Sein Name wurde schließlich auf dem Arc de triomphe in Paris verewigt. Auch schätzte Napoleon die Kampfkraft der niederländischen Soldaten hoch ein; sie fochten in allen seinen Kriegen bis hin zum desaströsen Rußland-Feldzug 1812/13.

General Dall' Aglio erhielt die Beförderung zum Feldmarschall-Leutnant (entspricht einem Divisions-General), die Nobilitierung zum Freiherrn mit dem sprechenden Prädikat „von Frankenfels“ und trat mit rund 60 Jahren alsbald in den wohlverdienten Ruhestand. Er hatte unter Beweis gestellt, welche strategische Bedeutung einer energischen Festungsverteidigung zukam, selbst in der Epoche von neuartigen Massenheeren und revolutionärer Kriegführung. Die von ihm auftragsgemäß gemeisterte Behauptung Würzburgs bildete gewissermaßen den krönenden Abschluß seiner militärischen Karriere, die fast ein halbes Jahrhundert zuvor mit der Teilnahme an der Schlacht von Hochkirch 1758 im Siebenjährigen Krieg begonnen hatte. Neben diesen Protagonisten ist auch der Würzburger Arzt Dr. Thomas August Ruland nicht zu vergessen, der während der gesamten Blockade die Verwundeten in der Festung versorgte.

VII. Epilog

Während und nach der Blockade stand die Würzburger Bevölkerung eindeutig auf Seiten von Reich und Fürstbischof. Dall'Aglio berichtet über die Stimmung der Würzburger: *„Ich bin unvermögend den Dank und überhaupt die biederen Gesinnungen zu beschreiben, welche der gesammte Adel und das zahlreiche Publikum mir und meiner Garnison öffentlich für die Vertheidigung der Festung bezeugte, unvermögend, die auf jedem Gesichte gemalte Trauer und die lauten Wünsche unserer baldigen Zurückkunft, dann die unvergrößerliche Hochachtung und Anhänglichkeit für den allerhöchsten k. k. Dienst zu schildern, die sie selbst vor den Augen des Feindes nicht bergen wollten noch konnten. Ueberhaupt ist die Garnison der braven Bürgerschaft für die gute Bequartierung und Behandlung durch so lange Zeit vielen Dank schuldig.“*

Als die Bataver ihrerseits dann abmarschiert waren und die fränkischen Reichskontingente sowie die fürstbischöfliche Regierung zurückkehrten (März/April 1801), ahnten es wohl schon die Hellsichtigen unter den Würzburgern, daß ihr Los mit dem Abzug der Kaiserlichen entschieden sei. Mußte es nicht bedenklich stimmen, daß das Hochstift noch nicht einmal die eigene Haupt- und Residenzstadt vor der französischen Übermacht schützen konnte? Kaum ein Jahr später sollte sich das ahnungsvolle Wort Kleists über die todgeweihten Glocken der Stadt erfüllen: Im diplomatischen Verhandlungspoker, der sich unmittelbar an den Frieden von Lunéville (9. 2. 1801) anschloß, sank in der Säkularisierung und dem Anschluß an das Herzogtum Bayern die Staatlichkeit Würzburgs zu Grabe (Herbst-Frühjahr 1802/03). So markiert die militärische Blockade 1800/1801 den donnernden Auftakt zum Abgesang der alten hochstiftlichen Herrlichkeit und bahnte den keineswegs geradlinigen Weg Mainfrankens in den modernen bayerischen Staat.

Quellen und Literaturhinweise

Tagebuch des k. k. österr. Generalmajors v. Dall'Aglio über die Blokade und Belagerung der Festung Marienberg ob Würzburg und des dabei liegenden Stadttheiles durch die gallo-batavischen Truppen im Jahre 1800. Hrsg. von Scharold, Carl Gottfried. in: Archiv des historischen Vereins für den Untermainkreis, Jahrgang 3 (1836), S. 29–58.

Eulenhaupt, Franz: Geschichte der Festung Marienberg, Würzburg 1851.

Zur Festung:

Freeden, Max H. von: Festung Marienberg, Würzburg 1982.

Zu den militärischen Vorgängen:

Günther, Leo (Hrsg.): Würzburger Chronik, Bd. II, Würzburg 1924, S. 491–500.

Kopp, Walter: Würzburger Wehr. Eine Chronik zur Wehrgeschichte Würzburgs, Würzburg 1979 (= Mainfränkische Studien; Bd. 22), S. 109–113.

Romberg, Winfried: Vor 200 Jahren: Die Schlacht von Würzburg. in: Frankenland 48 (1996), S. 236–241.

Zu den Hauptpersonen:

Sypesteyn, J. W. van: Het leven en karakter van graaf Du Monceau, s'Hertogenbosch 1852.

Wurzbach, Constant von: Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, Dritter Teil, Wien 1858, S. 131f

Zur Säkularisierung:

Weiß, Wolfgang: Kirche im Umbruch. Die Diözese Würzburg in der ersten bayerischen Zeit (1802/1803–1806), Würzburg 1993 (= Quellen und Forschungen zur Geschichte des Bistums und Hochstifts Würzburg 44).

Romberg, Winfried: Georg Karl von Fechenbach – Der letzte Herzog von Franken. in: Frankenland 49 (1997), S. 314–321.

Fränkische Topographie (2)

Staffelberg

Hinter mir liegt ein Vortrag auf Schloß Schney über die Problematik fränkischer Identität und so eingestimmt, gehe ich, die Abendsonne nutzend, von Staffelstein fast gerade und gleichmäßig steil den Weg in die Höhe.

Vor mir ragt der Berg auf, in seiner Mitte die Reihe der Felsen, einzelne Türme stehen nebeneinander, acht oder neun mag man von unten zählen.

Ist der erste Wald durchquert, voll mit alten Buchen, die ihre Wurzeln nackt nach außen kehren, kommt man auf eine Wiese, die Felsen ragen nun direkt vor einem, kleine Zinnen finden sich zwischen den Türmen, diese in kleinere Einheiten aufteilend, und das Zählen wird sinnlos. Oben stehen kleine schwarze Menschenfiguren im Gegenlicht, überwiegend, so man das von unten ausmachen kann, paarweise geordnet.

Staffelberg, Zeugenberg vor der Jurakette, keltisches Oppidum Menosgada im 1. Jh., germanisches Heiligtum um 400 n. Chr., christliche Kirche ab 1651, Einsiedelei dort oben, und immer des Badener Scheffels Gedicht im Ohr „Den heil'gen Veit von Staffelfstein bin ich emporgestiegen“, im letzten Jahrhundert hochstilisiert zum *Lied der Franken*. Auch wenn der Veitsberg irgendwo nebenan steht, hier lebte der Einsiedler, lebt noch allein durch dieses Lied. Ich aber suche einen eigenen Zugang: Ja, lieber Staffelberg, gern würde ich dich mögen, ohne diesen Ohrwurm und der fränkischen Fahne am Gipfel.

In der Senke zwischen den beiden höchsten Punkten dann die kleine Wirtschaft mit dem Scheffelzimmer, die Adelgundiskapelle, von hier steigt die Wiese leicht an, hin zu den Felsen, die nun aussehen wie Riesentische, wie Klippen vor dem Meer unten, rabenbestanden, so habe ich es einst an einem Nebeltag gesehen. Da war es am schönsten.

Die, die mutiger sind als ich, wagen sich nach vorne, mir aber zittern die Knie, schau ich nur hin. Und gar die Paragleiter, sie stürzen sich hinab, als müßten sie sich Scheffel beweisen:

Ich wollt mir wüchsen Flügel.

Sodenberg

Der Berg über der Saale, ein steinerner Riegel. Quer steht er zur Durchgangsstraße, quer zum Verlauf der Rhönberge in der Nähe, doch gerade so ist er weithin sichtbar, ist unverkennbar.

Der höchste Berg der Vorrhön heißt es, ein ehemaliger Vulkan, einer der wenigen Berge, die im letzten Jahrhundert deutlich an Höhe verloren haben, auch ohne Eruptionen, ganz banal und kommerziell abgebaut wurde der Basaltschlot am Gipfel. 506 m maß der Berg einst, nun sind es nur mehr 481.

Vorgelagert ist die *Gans*, eines der fränkischen Trockenrasengebiete, ein Ort für Küchenschellen und Adonisröschen und andere seltene Pflanzen und Getier. Von hier aber auch der weite Blick zum Thüringer Wald, den Gleichbergen, die Haßbergkette, die Steigerwaldbuckel, die gesamte westliche Rhön vom Dreistelz bis hin zum abschließenden Kreuzberg, dahinter lugen Dammersberg und Eierhauck, die dem Wanderer verbotenen Berge, und vorne im Tal wächst die Stadt Hammelburg in die sie umgebenden Rebhügel hinein.

Am Ende der Zufahrt stehen alt gemauert die Schafställe, aus ihnen dringt Blöken, es wuseln Schafe und Lämmer. Der alte Gutshof hält die Gaststätte offen, der Wirt bietet Lammfleisch in allen Variationen. Ach hätt' ich doch vorher nicht in die Ställe gesehen, das Mäen gehört.

Um Karlstadt herum

Grau in grau, auf graue Felsen aufgesetzt, die graue Burg, reichlich kontrastarm und im Dunst kaum auszumachen, die eine stehengebliebene Pallaswand vor dem Gestein nahe am Abgrund.

Der Einstieg zum Aufstieg ist nicht gleich zu finden, liegt zwischen Dorf kino und Dönerlokal, ein schmaler Durchgangspfad nur auf privatem Gelände. Vorbei geht der Weg an einem romantisierenden Spielzeugschlössl, dann erreicht man von hinten durch die kalte Küche, sagt man, durch den einstigen Vorhof, eine durchaus gepflegte Anlage, dahinter die Burg. Kellergewölbe gibt es dort, Mulden, Grasflächen, Platz eigentlich zum Fetenfeiern, denke ich praktisch, doch jetzt zumindest im Winter ist die Anlage unbenutzt, dosen- und flaschenfrei, sauber wie geleckert.

Von der Karlsburg, die im Bauernkrieg zerstört, nicht wieder aufgebaut wurde, geht der Blick über den Abgrund auf den Grundriß der Stadt jenseits des Mains. Die Häuser stehen dort in rechtem Winkel aneinander geordnet, kreuz und quer im eigentlichen Sinne, eingeschlossen von der Stadtmauer mit ihrem trapezförmigen Grundriß. Die Breitseite der Mauer zeigt zum Main hin, hier ist der Bering fast geschlossen, unterbrochen nur von drei Tortürmchen. In der Mitte des Gevierts, wie es sich gehört, stehen die Kirche, das Rathaus, noch zwei, drei Treppengiebelbauten.

Der Blick von der Burg schwenkt nach rechts, nehmen wir uns die kleine Freiheit, lassen wir ihn beim Oberen Tor enden, ausgeschlossen bleibt so das Schwenk-Zementwerk. Von hier oben ist dieser Selbstbetrug möglich, doch kämen wir von Osten herab die Straße, oder von Norden, dann hätten wir unweigerlich vor uns den gigantischen Kontrast, den unübertroffenen Mißgriff, das vielleicht größte Anblickübel Frankens, schlimmer noch als die Kraftwerkstürme von Grafenrheinfeld, doch wo zählt ein Blick, wenn in Arbeitsplätzen gerechnet wird.

Hinter der Stadt, wo die Mauer geöffnet ist, zur Bahn hin, ziehen sich die weißen Häuschen der Siedler die Hänge hoch, hin auf die runde Kuppe des Saupurzel zu, ein knapper

Wald bedeckt sie, wie ein Kopf mit Bürstenhaarschnitt.

Drüben dann: der Weg nach Norden vom Saupurzel, vorbei an großen Erdaushüben (wofür denn bloß?), dann direkt am Hang entlang, hoch über den Reben, herum um einen gewaltigen keilförmigen Einschnitt, den Haingestellgraben, und immer wieder nach vorne, zum Steilhang hin, zur Aussicht.

Der Main ist hier ein richtiger Strom, fließt breit dahin, von kleinen Inselchen geteilt. Richtung Karlstadt ist's noch nebelig, das Zementwerk ein verschleierter Wolkenkratzer, aber Richtung Gemünden ist schon die reinste Freundlichkeit.

Auf dem Main gleiten die Lastkähne, ziehen Keile hinter sich her mit Waschbrett-Riffelmuster, das in der Morgensonne glitzert. Dort, wo sich zwei entgegenkommen, entsteht ein Durcheinander der Muster, nicht mehr berechenbar, die Chaostheorie läßt grüßen.

Und hinter dem Main, drüben, wo die Felder sich leicht und sanft den Hang hochziehen, da leuchtet ein anderes Muster aus verschiedenen Braun-Grün-Gelbstufen, von weißen Wegen begrenzt und geteilt, die fränkische Fleckerlteppichgeometrie.

Oben kommt der Wanderer nun an die steilste Stelle, wo ein Teil des Berges 1784 hinabstürzte, kommt zu einem Wäldchen, und dann dahinter, o Schreck o Graus, das alpine Edelweiß, doppelmannshoch aus Metall, das seinen gleichen sucht und es allenfalls im riesigen Draht-Radfahrer über dem Kleinziegenfelder Tal findet, eine weitere Beleidigung des Auges, und dies ohne dass es jemandem einen Arbeitsplatz verschaffte.

Hier, am Grainberg kurz vor dem Abstieg nach Gambach, dehnt sich das Natuschutzgebiet nun in voller Breite: Kalksteintrockenrasen, nahe der Grenze zum Bundsandstein schon, mainfränkischer Faserschirm-Erdseggen-Trockenrasen genauer. So hat hat alles seinen Namen. Hier blühen die blaue fränkische Blume, die Küchenschelle, der Blaue Faserschirm, Appenninen-Sonnenröschen, Edelgämander. Eine Steppenheide ist's, heiß brennt die Sonne auf den Kalk. Dort leben seltene Pflanzen und Tiere mit seltsamen Namen, Fundgrube für jeden Naturlyriker: die Schmet-

terlingshafte, die italienische Schönschrecke, der Segelfalter und der Erdbockkäfer, der Storchschnabel-Bläuling und die blutrote Singzikade, es wachsen Diptam und Esparzette, Erdsegge und Graslilie, so lehren uns die Tafeln und die Botaniker freut es.

Schließlich das Wäldchen, Veilchenheimat im frühen Jahr, der Serpentinabstieg landeinwärts nach Gambach, oder der Rückweg, weiter weg nun vom Abgrund mit alltäglichen Äckern und Wiesengelände, als gäbe das alles nichts da vorn' steil über Reben und Main.

Gipshügel bei Sulzheim

Ein Geviert, kaum einen Hektar groß, eingrahmt von Feldern, schollenbraun, winterweizengrün, hinter dornigen Hecken versteckt: ein paar Hügel wie Hünengräber, dazwischen sanfte Dolinen. Karstige Landschaft, Keuper-gipssteppe, Pflanzenbiotop.

Du gehst auf schmalen Wegen von Hügel zu Hügel, neben dem Pfad die zuserigen Adonisröschen, dottergelb, mannigfach, einzeln oder in Gruppen: die Küchenschelle, blaue Blume Kalksteinfrankens, im Schatten der Büsche die Traubenhyazinthen, wer weiß warum auch Schlotfegerli genannt, die Scyllen und Schlüsselblumen.

Jedes Jahr aufs neue: die zuverlässige Blütenfolge, Markierungen im Kalender, Blütenevents für die Pflanzenfreunde.

Auf der Wiese darunter sammelt sich das Wasser auf tönernen Schichten, rinnt zum Bach, bildet Seen, weit in den Frühling hinein.

Mir ebenso lieb jedoch: im Wald jenseits der Straße grünt ein fast endloser Teppich aus Bärlauch. Gabe für die heimlichen Gourmets, die reinste Verschwendung.

Konstitutionssäule

Konstitutionssäule über Schönbornschloss und englischem Park, am höchsten Punkt der Gaibacher Höhe, am Sonnenberg. Ein Weg zweigt ab von der Straße bei der Kuppelkapelle, auch diese Schönborn-Barock. Keine hundert Schritte entfernt, am Gipfel, die Säule, klassizistisch nach Münchener Geschmack.

Werk Leopold von Klenzes, des Hofbaumeisters, griechisch-römische Manie. Eingeweiht wurde der Bau 1828, zehn Jahre nach der gnädig erlassenen, durchaus liberalen bayerischen Konstitution, 32 m hoch ragt das Getüm, uns heute bloß Kuriosum noch, am seltsamsten aber scheint uns die umlaufende Inschrift, Huldigung an Regent Max, den bayerischen König:

„Der römische Senat errichtete einst einem der besten seiner Kaiser in der trajanischen Säule ein Denkmal, das wir noch bewundern, diese dem Trajan Bayerns errichtet, wird jenem auf Dauer gleichen“.

Der Platz aber ist so schlecht nicht gewählt. Sehen und gesehen werden. So ragt die Säule auch heute noch weit über den Wald heraus. Und umgekehrt: von hier aus ein weiter Blick auf das Halbrundpanorama des Steigerwalds. Zur anderen Seite hin: ein Abfallen des Geländes hinunter zum unsichtbaren Fluss, ein Aufsteigen dahinter zu den Hügeln jenseits der Mainschleife, zur Vogelsburg, Hallburg. Obstbäume wachsen hier am Sonnenberg vor allem und ein wenig tiefer der Wein; in der Nähe: der Stammheimer Eselsberg, der Spargel aus Fahr.

Ruine Trimbург

Du steigst hinan von Engenthal, der Name ist Programm, verschlossen ist das Tal nach Osten. Die Welt ist hier zu Ende und dennoch ist sie nicht wüst und leer. Es grünen die Wälder, weiß und süß blühen die Obstbäume an den Hängen, und Weinberge steigen aus dem Tal empor und versprechen Dir offene Welten, und sei's für die Dauer eines herbstlichen Rausesches.

Ein Weg von hier führt hin zu Trimburg. Du gehst zwischen Weinbergen aus Kalkstein und Heckengestrüpp bergan, und dann plötzlich nach einer der Kehren, liegt sie vor Dir, die Burg, am Gegenhang, hinaus weisend ins weite Saaletal mit dem Sodenberg als scheinbare Barriere dahinter. Noch ein Kehre, dann steht oben vor Dir am Bergvorsprung die Ruine, weiß wie der Kalkstein ihrer Umgebung, von Ferne aber ist sie ein Gebilde aus Dreiecken und Rechtecken, als wär' sie aus einem Holzbaukasten erbaut.

Vor nicht allzu lange Zeit war hier der Amtssitz, vor längerer Zeit aber dort ein mächtiger Hof, an dem die Bischöfe und die anderen Herren ein- und aus gingen, ein Hof, an dem die Minnesänger sangen, eine Burg, mit deren Namen sich der zweier Dichter verbindet. Hugo und Süskind von Trimberg nannten sie sich, aber ob sie je hier gewesen waren, weiß niemand.

Weinausschank, Stollburg im September

Ein herbstkühler Wind streicht über die Terrasse, läßt dort die Frankenfahne knattern am Mast. Ich hab' mir in den Kopf gesetzt, partout dort draußen noch zu sitzen, hinunter zu sehen in den Dunstsee im Tal, darüber ein blauer Himmel und eine Sonne, die beide über die wahren Temperaturverhältnisse hinweg täuschen.

Nacheinander steigen nun Paare, Gruppen die Stufen herauf, bleiben ein paar Sekunden am Scheidepunkt stehen, testen die Lufttemperatur, diskutieren die Testergebnisse und entschließen sich allesamt nach kurzer Diskussion in die Veranda zu gehen, den Wintergartenkompromiss. So sitze ich alleine im Freien, es spannt sich die Haut, es spreizen sich die Härchen, Gänsehaut bildet sich, solange, bis sich Haut und Hirn entschieden haben, ob aus dem Frösteln ein Frieren wird oder Gewöhnung eintritt.

Von hier oben, dem vorgeblich höchsten Weinberg Frankens, scheinen die kleinen Rebhügel, die nach und nach aus dem Dunst auftauchen, ihre Wölbungen zu verlieren, werden zu eingefallenen Kuchen, die Fahrzeuge auf den Wegen geraten zu Spielzeug, die paar Leute, die heute den frühen Wein lesen, zu blauem fleißigem Gekreuch.

Der Blick geht hinüber über die Nebelmilch, über die Felder im Tal zu der Kapelle der 14 Nothelfer am Gegenhang, weiter zu den blauen Rücken der Berge, vom mastenbestandenen Friedrichsberg zum mastenbestandenen Schwanberg, dem westlichsten Ausläufer des Steigerwaldes und von da hinüber zu den flacheren Hängen jenseits des Mains.

Der erste Federweiße wird serviert, süß ist er noch und doch macht er, daß einem die Sinne schwinden, der Nebel ringsum sich scheinbar verdichtet. Ein stiller Rausch ist es, bei dem die Laute der Umwelt nur mehr gedämpft zu einem dringen, man lesend oder schreibend die Buchstaben gerade noch aufnimmt, der Worte Klang, bei dem es einem im Hinterkopf zieht und spannt, so dass die Augenlider hinabfallen und vor der schläfrigen Müdigkeit dann ein Augenblick des Wachseins doch ist und in ihm der eine Gedanke, der lange gesuchte Satz.

... und hat man die Zeche endlich bezahlt, und geht es den Abhang hinunter, so ist es ein Schweben über den Reben.

Leinritt am Main zwischen Schweinfurt und Schonungen, 9. 12. 2000

Tag im spätesten Herbst, frühlingstmild, blaues Himmelschreiberwetter. Täuschungslaune der Natur.

Ich gehe am Main entlang, die Bäume, die im Sommer dort das geschlossene Laubdach bilden, lassen laublos nun ein solches nur ahnen. Manch einer hat heute sein Radl wieder hervorgeholt und der Rudertrainer gibt seine Kommandos an den einsamen Skuller.

An den Hecken am Wegesrand zwischen eingerollten Blättchen leuchten die weißen Schneebeeren, die man als Kind so schön auf den Boden klatschen kann. Hagebutten wachsen neben noch blühenden roten Rosen. Sogar die Raben scheinen sich wieder in die Wälder zurückgezogen haben.

Ich gehe hinaus an die Ausbuchtungen des Flusses, eine tiefe Sonne läßt die gelben Blätter durchscheinen wie Fenster gotischer Kirchen, und das Schilf glänzt im Grün, darauf die perlenden Tautropfen.

Vorne spiegelt die Bucht das Himmelsblau, dahinter in der ersten Flußhälfte ein Silberweiß, in dem die hohen Bäume des jenseitigen Ufers sich doppeln, dahinter das träge matte Grün des Flusses vor dem waldigen Ufer.

Ein Mann, der mich schreiben gesehen hat, sagt auf dem Rückweg, schriebe man dies alles nieder, niemand würde einem es glauben.

900 Jahre Homburger Kallmuth Mystik, Magie und mediterrane Träume

*Der Versuch einer respektvollen Annäherung
an einen Weinberg von europäischem Rang*

Mystischer Wein von fast beängstigendem Feuer, eine ausgeprägte stolze Persönlichkeit unter den fränkischen Weinbergen, denkmalgeschützter Terrassenweinberg von europäischem Rang, einzigartiges Naturschutzgebiet in Nordbayern ohne Eingriffe seit Menschengedenken ... Schwärmerische Superlative über einen einzigen fränkischen Weinberg, von dem gerade noch 8 Hektar in Bewirtschaftung stehen, wecken Neugier.

Einige Worte zum Selbstverständnis

Die Einzellage Homburger Kallmuth, die im Jahr 1936 weitgehend um einige Seitentäler erweitert wurde, umfaßt heute ca. 30 ha.

Wenn hier vom Weinberg der Superlative oder dem Kallmuth gesprochen wird, ist immer nur der denkmalgeschützte Terrassenweinberg am Mainprallhang gemeint, der sich seit 1872 ausschließlich im Besitz der Fürsten Löwenstein befindet. Daher manchmal auch die Bezeichnung fürstlicher Kallmuth.

Die **Mystik** beginnt bereits mit dem Namen Homburger **Kallmuth**.

1102 werden in der Schenkungsurkunde des Benediktinerklosters Neustadt am Main an das neugegründete Augustiner-Chorherrenkloster Triefenstein die Weinberge am „Mons calmunt“ als Gründungspräsent für standesgemäßen Maßwein überreicht.

Die Mönche deuteten den Namen aus ihrem Küchenlateinverständnis auf zweierlei Weise, nämlich mit *mons calvus* = kahler Berg und mit *mons calidus* = warmer Berg.

Die Beschäftigung mit keltischen und indogermanischen Sprachformen bringt uns jedoch eher zur wirklichen Sprachwurzel, die sich wie eine uralte Silvanerrebe in den tiefsten Klüften der oberen Röttonsteine verbirgt, und uns einen emporragenden Berg nennen will.

Calmont an der Mosel, Kalmit in der Pfälzer Oberhaardt, Kulm und Kulmbach wollen uns herausragende Berge präsentieren und uns immer zwei Dinge verdeutlichen: Eine abrupt aufsteigende Steillage und dazu „ein weit über die Umgebung Hinausragen“.

Doch bleiben wir bei der Mystik und lassen F. Menk-Dittmarsch aus seinem 1843 erschienenem Buch „Der Main von seinem Ursprung bis zur Mündung“ zitieren: „Die Stadt ist urkundlich eine der ältesten Ortschaften am ganzen Main, denn schon Pipin übergab 740 dem hl. Bonifaz nebst einigen anderen Königshöfen auch zu Hohenburg mehrere Zellen und Wohnhäuser und im Jahr 790 zog der hl. Burkard, erster Bischof von Würzburg, nachdem er 42 Jahre dem neugegründeten Stift vorgestanden hatte mit sechs Konventualen nach Hohenburg und beschloß hier in Gott ergebener Einsamkeit sein Leben. Die düstere Höhle, in welcher der Heilige hauste, wird noch heute gezeigt, sie ist in eine Kapelle umgewandelt worden.“

Der erste Bischof nach dem hl. Kilian will aus eigenen Stücken im Angesicht des Kallmuth-Weinbergs sterben ... Gibt es für einen fränkischen Weinberg eigentlich noch eine schönere Legende?

Daß der Kallmuth schon zu Burkards Zeiten Reben trug, ist mehr als naheliegend, denn die Neustädter Mönche hatten sicher schon im 8. Jahrhundert, der Gründungszeit des Klosters, die extreme Gunst der Natur für den Weinbau in dem brennglasartig gewölbten Berg erkannt und übergaben 1102 einen intakten und bewirtschafteten Weinberg.

Mystisch bezeichnen die örtlichen Klima-beobachter auch die Wettervorgänge am Kallmuth: im westexponierten, hohlspiegelartig gewölbten Steilhang herrschen auch in kühlen Jahren an Sommertagen Temperaturen von